

ARBEITSTAGE

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im  
Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

© 2017 Hentrich & Hentrich Verlag Berlin  
Inh. Dr. Nora Pester  
Wilhelmstraße 118, 10963 Berlin  
[info@hentrichhentrich.de](mailto:info@hentrichhentrich.de)  
<http://www.hentrichhentrich.de>

Umschlag: Jörn Bohlmann

Gestaltung: Michaela Weber, Leipzig  
Gesamtherstellung: Thomas Schneider, Jesewitz

1. Auflage 2017  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95565-218-0

MILAN BULATY  
**ARBEITSTAGE**

ERZÄHLUNG

HENTRICH  
& HENTRICH

*In Erinnerung an Gertrud und Kurt*

# 1

## Morgens

Nach Jahren der Trennung begegneten sie sich im Mai 1945 zufällig auf der Národní Straße in Prag: die Frau und der Mann, die meine Eltern wurden. Sie hatte geglaubt, er sei tot. Seine Schwester hatte das in London über die BBC gehört. Doch plötzlich war die Luft frühlingsleicht. Den geliebten Menschen nach so langer, schwerer Zeit wieder in den Armen halten zu können, überwältigte beide. Es gab so viel zu sagen, zu verstehen fast nichts. Sie schwiegen und atmeten laut und danach wieder leise. Über das dann Folgende haben sie nie gesprochen. Es war ihre Geschichte, nicht meine. Auch über die Jahre der Trennung während des Krieges haben sie mit uns Kindern nicht gesprochen. Wir wissen auch nicht, ob sie sich ihre Erlebnisse und die vor uns versteckten Gefühle gegenseitig anvertraut haben. Das Erzählen wäre ein Nacherleben. Wozu dieser Schmerz? Angst, Hunger, Leid und die Erinnerung an Erniedrigungen hatten sich fest in sie eingebrannt. Vermutlich konnten sie ihre Erfahrungen leichter beiseiteschieben als sie erzählend den eigenen Kindern mit auf den Weg geben.

Nachdem sie ihr Glück wiedergefunden hatten, stellte die Frau fest, dass sie schwanger war. Ob die Zeugung von Leidenschaft und Freude durchtränkt war oder ganz andere Gedanken und Gefühle sie begleiteten, wüsste ich gern, auch wenn es

für meine Existenz keine Bedeutung hat. Sie ging zum Frauenarzt, der sie untersuchte und dann fragte, wie es ihr im Krieg ergangen sei. Sie erwähnte Theresienstadt, wo sie in der Bäckerei gearbeitet hatte. Er fragte: „Was haben sie dort getan?“

Sie antwortete: „Die großen Mehlsäcke geschleppt.“

„Und wie fühlen Sie sich jetzt?“

„Gut.“

„Haben Sie irgendwelche Beschwerden?“

„Ich fühle mich schwach.“

„Ja, das ist verständlich. Das wird sich langsam bessern.“

„Kann ich das Kind kriegen, Herr Doktor?“

„Im Prinzip schon, aber wie ist denn der Zustand Ihres Mannes? Wie hat er den Krieg überstanden?“

„Er war in Auschwitz und Buchenwald.“

„Oh, das ist nicht gut, das klingt nicht günstig. Tja, was soll ich Ihnen empfehlen? Das ist schwierig. Nach allem, was Sie von sich und ihrem Mann erzählen, scheint mir das Risiko doch zu groß. Sie sollten lieber ein oder zwei Jahre warten. Dann sind sie beide stärker und haben mehr Kraft. Ja, das empfehle ich Ihnen.“

Sie ging nach Hause und besprach sich mit ihrem Mann. Sie hatten schon einen Sohn. Er war mit ihr in Theresienstadt und nun sieben Jahre alt. Sie erinnerte sich, wie sie auf Parteiversammlungen dafür war, dass es allein die Entscheidung der

Frauen sein sollte, ob sie ein Kind haben wollen oder nicht. Damals war das eine politische Auseinandersetzung, nun war es eine private Angelegenheit. Beide spürten, wie die Jahre im Konzentrationslager sie verändert hatten. Sie glaubten, in einer neuen Zeit zu leben. Sie hatten dafür gekämpft, und nun war sie da. Eine neue Gesellschaft würde entstehen. Der Mann schwieg, die Frau suchte nach Argumenten. Letztlich ging es um Gefühle, wo Gewissheit nicht erreicht werden kann. Er sagte nichts, weil er unsicher war und weil er ahnte, dass die Last der Entscheidung sie tragen würde. Sie wollte dieses Kind, obwohl es nicht vernünftig war und auch gegen den ärztlichen Rat. Sie dachte: „Kann ich dem Kind eine unsichere Zukunft zumuten? Das gesundheitliche Risiko? Ich kann es nicht. Es scheint egoistisch, aber ist es nicht. Es ist der Wunsch, dass die Welt nach diesen Kriegsjahren besser wird. Warum schweigt mein Mann? Kurt, was sollen wir machen?“ Das Kind wurde geboren, ich kam auf die Welt – gesund. Meine Mutter war glücklich, mein Vater war erleichtert.

Die Umstände meiner Geburt kenne ich nur aus den Erzählungen der Eltern und Verwandten. Manches reime ich mir zusammen. Die Kindheitsbilder, die vermutlich am weitesten zurückreichen, stammen aus dem Doppelbett der Eltern. Am Sonntag durften mein jüngerer Bruder und ich morgens in ihr Schlafzimmer kommen. Unser großer Bruder war schon ein Teenager und schlief wohl noch. Wir wussten, dass wir nicht zu

früh kommen durften, weil die Eltern ausschlafen wollten. Zu spät zu kommen war aber auch nicht günstig, denn dadurch wäre die schöne Bettzeit viel zu kurz gewesen. Neun Uhr war die richtige Zeit für den Flug in das Elternbett. Wir wachten immer viel zu früh auf und es fiel uns schwer zu warten. Wir schlichen zunächst leise aus unserem Zimmer. Einer von uns beiden fing an schneller zu laufen, der andere reagierte sofort und das Wettrennen um die bessere Stelle im Elternbett begann. Das war jene Stelle zwischen den Eltern. Der andere musste dann entweder am Bettrand auf der Seite des Vaters oder auf der Seite der Mutter liegen. Die Mutter war kuschliger, sodass der Verlierer meistens bei ihr landete. Der Wettkampf um die bessere Stelle war besinnungslos. Manchmal musste die Mutter ein Machtwort sprechen. Wenn einer zweimal hintereinander gewonnen hatte, wies der Verlierer darauf hin und die Mutter fällte eine Gerechtigkeitsentscheidung. Die Stellung in der Mitte des Ehebettes war die Königsstellung. Die Mutter lag links, der Vater rechts und einer von uns in der Mitte dieser Wonne. Man konnte sich an die Mutter, an den Vater oder an beide zugleich schmiegen und den Sieg genießen. Wenn ich als Verlierer des Wettkampfes oder durch die Entscheidung der Mutter an ihrer linken Seite lag und die Wärme ihres Körpers spürte, dachte ich an den Bruder, der von beiden Seiten verwöhnt wurde. Wir lagen im Bett wie Fische, die gefangen werden möchten, und die Eltern umfingen uns mit ihren Armen. In der



Königsposition sah ich die Nummer auf dem Arm des Vaters. Ein paar helle Haare wuchsen über die Ziffern 127980. Der Blick aus dem Ehebett durch das Fenster des Schlafzimmers fiel durch die Äste eines Aprikosenbaumes zu den Häusern auf der anderen Seite der Straße. Der Baum spendete selten Früchte. Wenn der Sommer heiß war, gab es ein paar. Sie schmeckten sehr sauer.

Das Kuschneln mit den Eltern hätte ewig dauern können. Wir Kinder erzählten begierig alle unsere Erlebnisse und versuchten das Aufstehen hinauszuzögern. Unsere Wonne in die Ewigkeit zu verlängern gelang uns nicht. Der Zeitpunkt, in dem die Eltern sie beendeten, war für uns schmerzlich, steigerte aber auch die Freude auf das nächste Wochenende.

Ein altes Radio, das der Vater mir geschenkt hat, ist mein Wecker. Zuerst kommt die Musik, dann folgen die Nachrichten, dann die Wettervorhersage, dann wieder die Musik. Ach, ich hasse das Gequatsche im Kulturradio vom Rundfunk Berlin Brandenburg. Aber ich kann keinen anderen Sender auf dem alten Gerät einstellen. Es waren andere Zeiten, als der Sender Freies Berlin nicht so anbiedernd dummes Zeug gesendet hat. Meine Vorurteile gegenüber Brandenburg pflege ich mit Hingabe und Ausdauer. Ich liebe die Berge. Das flache, seit Jahrhunderten arme Land mit seiner stumpfen Bevölkerung, mit Dörfern entlang der Straße ist mir fremd. Ich frage mich, was aus mir in dieser Umgebung geworden wäre. Für mich

klingt das Gerede aus dem Radio anbietend, ständig darum bemüht, lustig zu sein, jammernd über das schlechte Wetter. Ich stehe auf, noch vor den religiösen Worten zum Tag. Wenn ich nicht gleich aufstehe, wird es nur immer schwerer. Und wenn ich halbwegs wach bin, merke ich auch, dass ich muss. So wackle ich zum Bad, setze mich noch schlaftrunken auf die Klobrille und pinkle. Die Entspannung bringt kurze Lust. Gleichzeitig fühle ich mich in diesem Moment in der Nähe zu den Tieren. Die unmittelbare Wonne des Körpers zu spüren ist eine Art Glück. Ich bin dieser Körper, nicht schön, nicht stark. Aus meinem Körper entwindet etwas, was ich nicht brauche. Die erleichternde Beglückung spüre ich am deutlichsten, wenn ich so sehr muss, dass ich an nichts anderes denken kann. Ich fühle mich dann unfähig, das Leben frei zu gestalten. Der Körper übernimmt die Führung.

Ich sitze immer noch da und schaue die weißen Wände an. Ich darf nicht träumen, ich muss mich beeilen. Ein Tag voller Termine und Aufgaben steht bevor. Ich sollte froh sein, dass ich eine Arbeit habe. Ich weiß, was es bedeutet, arbeitslos zu sein. Ähnlich wie die Emigration ist die Arbeitslosigkeit schwer denjenigen verständlich zu machen, die sie selbst nicht erlebt haben. Als ich nach dem Studium eine Arbeit suchte, trug ich immer die Angst in mir, ich schaffe es nicht, eine Arbeit zu finden. Ich bin nicht gut oder gut genug. Ich habe die falschen Fächer studiert. Niemand braucht meine Arbeits-

kraft, geschweige denn, dass sich jemand für mich interessiert. Keine Perspektive zu haben, keine Arbeit zu finden, die daraus entstehende Vereinsamung und Leere haben meinen inneren Halt fast zerstört. Außerhalb der Gemeinschaft zu leben, nicht gebraucht und nicht geachtet zu werden, hat mich sehr klein gemacht. Später im Beruf saß ich bei Vorstellungsgesprächen auf der anderen Seite des Tisches. Ich spürte, wie arbeitslose Bewerber sich von denen mit Beschäftigung unterschieden. Durch Hoffen und Warten zermürbt, waren sie schnell verunsichert und wirkten deshalb oft schlechter als ihre Mitbewerber. Obwohl ich relativ kurz arbeitslos war, hat sich das Unangenehme daran fest in mir eingenistet. Zu unterschiedlichen Anlässen kommt es in meinem Körper hoch und färbt meine Stimmung ein. Ich möchte nie wieder in eine Situation kommen, deren Veränderung nicht allein von mir abhängt. Ich sage mir, die Arbeit ermöglicht mir einige Freiheiten.

Nachdem ich vom Klo aufgestanden bin, rasiere ich mich mit einer Maschine. Das Gerät vibriert und wirbelt auf meinem Gesicht. Die Stoppeln auf der Haut werden abgeschnitten. Es tut nicht weh. Wahrscheinlich sollen die Barthaare mich vor dem Wetter schützen. Ich schaue beim Rasieren in das Vergrößerungsglas des Spiegels. Die gespiegelten Züge sind mir bekannt, aber nicht vertraut. Selten beobachte ich mich vor dem Spiegel, vielmehr erlebe ich mich von innen. Diese Innensicht ist ganz anders. Die Vergrößerung und die Leucht-

stoffröhren machen aus dem Gesicht eine Kraterlandschaft. Je länger das Gerät sich bewegt, desto fremder erscheint mir mein Gesicht. Bin das ich? Bin ich so? So wie mich das Spiegelbild zeigt, sehen mich die Anderen. Ich muss mich zusammennehmen, weil ich zur Arbeit muss. Das Gesicht ist der interessanteste Teil eines Menschen. Nicht dass der Körper eines anderen Menschen uninteressant wäre, aber im Gesicht gibt es mehr zum Lesen, mehr zum Hineindeuten. Das Gesicht ist begrenzt und auf einmal erfassbar. Seine Gestaltung bestimmt die Wirkung eines Menschen mehr als alle anderen Körperteile. Deswegen wird dem Gesicht mehr Pflege und Aufmerksamkeit gewidmet. Haare, Bart, Brille, Schminke, Schmuck zeigen an, wie wir wirken wollen. Ich habe es mit verschiedenen Bartformen probiert. Derartige Bemühungen, mein Gesicht zu verwandeln, sind gescheitert. Ich habe es aufgegeben, mit Bart eine ein wenig andere Person zu sein. Bei Maupassant las ich, wie die französischen Frauen sich durch einen Schnauzbart verzaubern ließen, ihn unwiderstehlich und anziehend fanden. Durch das Kitzeln des Bartes erwachten ihre heimlichen Sehnsüchte. Ich stelle mir mein Gesicht mit einem Schnauzbart vor.

Ich gehe rasiert zurück ins Schlafzimmer, hole mir Unterwäsche und Socken und melde meiner Frau, dass ich duschen werde. Ich genieße die Entspannung durch die kleinen warmen Tropfen, die an meiner Haut entlanggleiten. Ich wasche Körper und Kopf mit Seife und Shampoo, dusche den

Dreck ab und wecke mich endgültig mit einem kalten Schauer. Das kalte Wasser verschließt den Körper. Das halte ich nur kurz aus, dann drehe ich schnell den Hahn zu. Gleich danach fühlt sich der Körper warm und frisch an. Mit dem weißen Badetuch reibe ich mich trocken. Meine Frau macht in dieser Zeit Kaffee und räumt den Geschirrspüler aus. Ich schlüpfe in die Unterwäsche und gehe in den Salon B, wo ich Hemd, Hose und Socken anziehe. Wir bezeichnen die Zimmer in der Wohnung nicht nach ihrer Funktion, sondern als Salon A oder B. Es hat sich zufällig in unserer privaten Sprache ergeben, die als Behälter für kleine Geheimnisse dient. Die Zimmer entsprechen in keiner Hinsicht den gängigen Vorstellungen von Salons.

In der Küche stehen Kaffee und Müsli bereit. Aus zwei unterschiedlichen Packungen stelle ich meine Mischung zusammen: naturbelassenes Müsli ohne Rosinen und Knusper-Müsli zum Versüßen. Nach diesem Frühstück ist mein Bauch voll, und ich kann eine längere Zeit ohne Essen überstehen. Aus dem Radio kommen Nachrichten aus der ganzen Welt, Katastrophen, Aufstände, Morde, Krisen, Politik und Parteien, Stand der Wirtschaft und Sterbefälle, zum Schluss das Wetter. Ich wundere mich, dass das Wetter fast immer besser ist als die Vorhersage. Das erinnert an die Wetterberichte im sozialistischen Rumänien. Die Temperaturen wurden im Winter geschönt, damit die Bevölkerung nicht merkt, dass es kalt ist. Ich frage mich,

ob in Deutschland eine Absicht dahinter steckt und wieso hier so viele Menschen mit dem Wetter unzufrieden sind. Nach dem Frühstück packe ich Arbeitsunterlagen und Pausenbrot in die Tasche. Jetzt kommt der wichtigste Moment der Morgenroutine: Habe ich etwas vergessen? Monatskarte, Schlüssel, Geld, Papiere? Dann verschwinde ich aus der Wohnung. Vorher küsst mich meine Frau und besteht darauf, dass ich ihr dabei in ihre Augen schaue. In meinem Kopf breiten sich schon die Gedanken an die Arbeit aus.